Murat Mola

Die Naht, die hält

Mein Vater, sein Handwerk
und unser Leben zwischen zwei Ländern

Zum 65. Jahrestag des
deutsch-türkischen Anwerbeabkommens
1961–2026

Erinnerungsausgabe 2026

Murat Mola

Fotografien aus dem Familienbestand

Inhalt

Zu diesen Erinnerungen 4
Kalte Fracht 5
Anam 7
Babam 9
Eau de Kolonya 12
Zwanzig Monate und vier Tage 16
Nächte im Regen 18
Das Nest 20
Die Stadt der Schmiedehämmer 25
Ladies and Gentlemen 28
Eine Frage der Würde 35
Liebe auf den ersten Blick 37
Berlin im Ohr 38
Ali ist ein großer Name 39
Damit er nicht allein ist 42
Der letzte Weg 44
Was bleibt 47

Zu diesen Erinnerungen

Am 30. Oktober 1961 schlossen die Bundesrepublik Deutschland und die Türkei das Anwerbeabkommen. Sechzehn Jahre nach dem Ende des von NS-Deutschland entfesselten Zweiten Weltkriegs wuchs die westdeutsche Wirtschaft. Für diesen Aufschwung wurden Arbeitskräfte gebraucht. Menschen aus der Türkei wurden angeworben, um mit ihrer Arbeit zum Wohlstand des Landes beizutragen.

In diesen Jahren kam auch mein Vater nach Deutschland. Er brachte sein Handwerk mit, seine Arbeitskraft und die Hoffnung, seiner Familie ein besseres Leben zu ermöglichen. Er wollte für zwei Jahre bleiben. Aus seinem Aufbruch wurde das Leben, in dem wir Kinder groß wurden.

Dieses Buch erzählt von ihm aus meiner Erinnerung als sein Sohn. Von seiner Arbeit, seinem Humor, seiner Geduld und von dem, was ich erst im Rückblick verstanden habe. Wo ich selbst nicht dabei war, stütze ich mich auf die Erzählungen meiner Eltern und unserer Familie. Gespräche gebe ich so wieder, wie sie mir in Erinnerung geblieben sind.

Die Fotografien stammen aus unserem Familienbestand. Sie zeigen ihn und uns in jener Zeit, mit den Farben und Spuren, die die Jahre hinterlassen haben.

Zum fünfundsechzigsten Jahrestag des Anwerbeabkommens möchte ich diese Erinnerungen teilen. Wer dieses Buch liest, soll meinen Vater ein wenig kennenlernen können: den Menschen, dem ich so viel verdanke und dessen Geschichte ich bewahren möchte.

30. Oktober 2026

Kalte Fracht

Mein Vater wird unten eingeladen.

Ich sitze am Fenster und sehe, wie die Männer den Zinksarg zum Flugzeug bringen. Neben mir sitzt meine Mutter. Sie soll das nicht sehen. Am Flughafen Köln/Bonn kenne ich sonst jeden Ablauf: Kontrolle, Gate, Boarding. Heute halte ich mich daran, weil ich nicht weiß, woran ich mich sonst halten soll. Um uns herum rascheln Zeitungen. Gurte klicken. Jemand stellt einen Becher ab.

Draußen steht die Frachtraumklappe offen. Die Männer schieben den Sarg heran. Das Metall ist hell und stumpf. Ich habe meinen Studenten oft Werkstoffe erklärt. Ich weiß, was Zink ist. Dieses Wissen hilft mir jetzt nicht.

In den vergangenen Tagen habe ich Dokumente gesammelt, Kopien abgegeben und Unterschriften geleistet. Ich musste funktionieren, damit wir meinen Vater in die Türkei bringen konnten. Nun sitze ich hier und kann nur noch zusehen. Ich presse die Stirn an die Scheibe. Meine Mutter beugt sich vor. Ich drehe mich halb zu ihr.

„Mama“, sage ich leise, „klapp die Armlehne aus. Dann sitzt du besser.“

Noch während ich spreche, greife ich hin. Die Armlehne klappt herunter. Meine Mutter sieht auf meine Hand, auf den kleinen Handgriff, und für einen Augenblick nicht mehr nach draußen. Ich halte meinen Blick auf den Sarg gerichtet. Die Männer schieben ihn in den Frachtraum. Dann schließt sich die Klappe.

Es sollten einmal nur zwei Jahre sein. Arbeiten, Geld verdienen, zurückkehren. Aber aus diesen zwei Jahren wurde ein Leben. Er holte uns nach Deutschland. Wir wuchsen dort auf, gingen zur Schule, wurden erwachsen. Jetzt bringe ich ihn zurück. Der Krebs hat ihn uns genommen. Ich sehe auf meine Hände. Meine Fingerkuppen sind kalt, obwohl die Kabine warm ist.

Ich denke an die Narbe unter seiner Unterlippe. Selbst jetzt sehe ich sein Gesicht nicht ohne die Geschichte, die er dazu erzählte: ein Wildpferd, das er habe einreiten wollen. Wir wussten, dass es ein Esel gewesen war. Er wusste, dass wir es wussten. Und er lachte mit uns.

Ich frage mich, ob er friert. Ich weiß, dass Tote nicht frieren. Der Gedanke bleibt trotzdem. Das Flugzeug rollt an. Meine Mutter sitzt neben mir, meine Familie ist bei mir. Unter uns liegt mein Vater. Die Triebwerke werden lauter, und als wir abheben, beginnt die letzte Reise, auf der ich ihn begleiten kann.

Ich lehne den Kopf zurück und schließe die Augen.

„Nur für eine Weile“, hatte es damals geheißen.

Anam

Meine Mutter sitzt neben mir. Wenn ich sie so erschöpft sehe, fällt es mir schwer, mir die junge Frau vorzustellen, von der sie uns erzählt hat: auf einem Pferd, die Zügel in der Hand, zu Hause auf den Wegen um Çifteler in der Provinz Eskişehir.

Zu dieser Landschaft gehören die Mohnfelder, die sanften Hügel und das klare Wasser von Sakaryabaşı. Vieles kenne ich aus den Sommern meiner Kindheit; anderes habe ich erst durch ihre Erzählungen kennengelernt.

Im Sommer liefen Kinder barfuß über warme Steine, rutschten in die Strömung, tauchten unter, kamen prustend wieder hoch. Am Ufer knieten Jungen mit einfachen Ruten, als könnten sie damit die Zeit festhaken. Unter der Oberfläche blitzten kleine Fische wie flüchtige Silberstücke. Libellen schossen darüber hinweg, so schnell, als wären sie aus Licht gemacht.

Im Sommer lag Staub auf den Wegen. Wenn die ersten schweren Regentropfen auf den heißen Boden fielen, stieg ein Duft auf, den ich bis heute wiedererkenne.

Meine Mutter ritt auf einem anatolischen Landpferd. Sie saß aufrecht im Herrensitz und führte die Zügel sicher. Ihre langen dunklen Haare trug sie oft offen. Ein Tuch band sie sich beim Reiten um, damit ihr die Haare nicht ins Gesicht fielen.

Ich denke gern an dieses Bild von ihr. Es gehört ebenso zu meiner Mutter wie die Frau, die später in Deutschland mit meinem Vater in der Schneiderei arbeitete.

Bei den Herden warteten die Kangals. Große, kräftige Hunde, die Fremde nicht einfach passieren ließen. Meine Mutter erzählte, wie sie zunächst anschlugen und dann, sobald sie sie erkannten, näherkamen. Sie kannte die Tiere. Sie wusste, wie man sich ihnen näherte, und hatte keine Angst vor ihnen.

Ihre Familie hatte durch den Mohnanbau Wohlstand erworben. Haşhaş gehörte zur Landwirtschaft, zu den Feldern und zur Ernte. Meine Großeltern besaßen, wie in unserer Familie erzählt wurde, das erste Grammophon im Dorf.

Nach dem Freitagsgebet sammelten sich die Menschen im Hof. Männer standen im Schatten, Kinder drängten sich nach vorne, Frauen hörten aus der Nähe der Türen. Dann setzte die Nadel auf. Türkische Lieder liefen an. Die Stimmen wurden leiser. Der Klang mischte sich mit Sonne, Staub und dem Rascheln von Stoff.

Doch die Familiengeschichte hatte auch einen Bruch. Ein Teil der Verwandtschaft wurde, so wurde es uns überliefert, mit illegalem Opiumhandel in Verbindung gebracht. Meine Großeltern wollten damit nichts zu tun haben. Aus der Distanzierung wurde schließlich auch eine Namensänderung: Aus Tetikçi wurde Kaplan.

Die genauen Vorgänge kenne ich nur aus den Erzählungen der Familie. Geblieben ist mir, wie entschieden meine Mutter von dieser Trennung sprach. Der neue Name gehörte zu ihrer Vorstellung davon, woher sie kam und wozu sie gehören wollte.

Meine Mutter erzählte, dass ich im Haus ihrer Eltern zur Welt gekommen sei, mit der örtlichen Hebamme, in ihrem Bett, auf Schafwolle und unter einer selbst gefertigten Decke.

An die Arbeit mit dieser Wolle erinnere ich mich selbst. Im Sommer wurde sie nach dem Waschen auf einer großen Decke auf der Wiese ausgebreitet. Meine Mutter und ihre Geschwister saßen darum und schlugen mit dünnen Holzstäben auf die Fasern ein. Helle Flocken stiegen auf und sanken langsam zurück.

Ich lief barfuß hinein, breitete die Arme aus und ließ die Wolle auf Gesicht und Schultern fallen. Bis mich jemand verscheuchte, weil ich mit meinen Füßen wieder Erde hineinbrachte. Dann wartete ich einen Moment und schlich mich erneut heran.

Erst im höheren Alter begann sie in Deutschland ein Kopftuch zu tragen. Ich habe das auch als einen Schutz vor Fremdheit und Ausgrenzung verstanden. Wenn ich an ihre Jugend denke, sehe ich sie mit offenen Haaren auf dem Pferd. Als mein Vater von Deutschland sprach, musste sie entscheiden, ob sie all das verlassen wollte. Die Eltern, die vertrauten Wege, die Tiere. Sie sagte Ja.

Ich weiß heute, was auf dieses Ja folgte. Damals wusste sie es nicht.

Babam

Mein Vater war der dritte von sechs Geschwistern: fünf Brüder, eine Schwester. Seine Familie lebte vom Pferdehandel und von der Schneiderei. Von den Brüdern erzählten meine Eltern als herrischen Männern, die wenig Widerspruch duldeten. Mein Vater hielt sich eher zurück. Er stand seiner Mutter nahe und suchte, wenn er konnte, die Gesellschaft der Pferde.

Unter seiner Unterlippe trug er eine Narbe. Er sagte, sie stamme von einem Wildpferd, das er habe einreiten wollen. Tatsächlich hatte er als Kind einen Lastenesel mit einem Olivenstock gereizt. Der Esel schlug aus. Wir kannten beide Fassungen. Wenn die Geschichte aufkam, lachte er mit uns. Er brauchte nicht darauf zu bestehen, dass wir ihm glaubten.

Nach der Grundschule nahm ihn der älteste Bruder aus der Schule und schickte ihn in die Schneiderlehre nach Emirdağ. Er lernte das Handwerk und arbeitete später in der Schneiderei des Dorfes. Unter dem Dach der Großfamilie blieb er eine Arbeitskraft, auf die man sich verließ. Die Möglichkeit, selbst zu entscheiden, musste er sich erst schaffen.

Jeden Sommer fuhren er und der älteste Bruder nach Istanbul, um Reißverschlüsse, Garne und Ersatzteile für die Nähmaschinen zu kaufen. Im Spätsommer 1961 begegneten sie am Busbahnhof in Emirdağ einem Mann, der später für unser Leben entscheidend werden sollte. Mein Vater hat diese Begegnung oft erzählt.

Der Mann trug einen weißen Anzug und einen hellen Hut. Seine Schuhe waren poliert. Er suchte seinen Koffer, der nur wenige Meter hinter ihm stand. Mein Vater beobachtete ihn einen Moment. Dann sagte er zu seinem Bruder:

„Der Mann sucht offensichtlich etwas."

Er stand auf, ging hinüber, tippte dem Fremden höflich auf die Schulter, reichte ihm die Hand – und ließ sie nicht sofort los. Mit dieser Hand führte er ihn durch die Menge zurück zu seinem Gepäck. Der Mann lachte erleichtert. Warm, tief. Er bedankte sich in bruchstückhaftem Türkisch. Hände, Gesten, Respekt – so begann eine Verbindung, die niemand geplant hatte.

Er hieß Adolf Bär. Aus dieser Begegnung wurde eine Sommerfreundschaft. Jedes Jahr trafen sie sich zur gleichen Zeit. Mein Vater zeigte ihm die Schneiderei: die Werkstatt, die Stoffballen, die schweren Holztische, den Rhythmus der Arbeit. Er zeigte ihm Schnitte, Reparaturen, das Handwerk, das in den Fingern sitzt.

Und Adolf Bär zeigte ihm seine Welt. Er brachte Zeitschriften mit und zeigte ihm Bilder deutscher Fabrikhallen. Mein Vater beugte sich über die Seiten: Reihen von Nähmaschinen, helle Arbeitsräume, eine Größenordnung, die er aus seiner Werkstatt nicht kannte.

Am 30. Oktober 1961 schlossen Deutschland und die Türkei das Anwerbeabkommen. Für meinen Vater bekam die Aussicht, in Deutschland zu arbeiten, in den folgenden Jahren ein Gesicht: Adolf Bär. Nach einigen Jahren bot Bär ihm Arbeit in Deutschland an. Mein Vater erinnerte sich besonders an einen Satz:

„In zwei Jahren in Deutschland verdienst du so viel wie in zehn Jahren hier."

Mein Vater war kein Träumer von Glanz. Er wollte Unabhängigkeit: ein Stück Land, Schafe, Hühner, einen Stall, der nach Heu riecht, ein Leben ohne Streit unter dem Dach einer Großfamilie. Keine Karriere im modernen Sinn. Eher Ruhe, Eigentum, Eigenständigkeit. Die Spannungen in der Familie nahmen zu. Meine Mutter litt unter der Behandlung durch seine Angehörigen. Mein Vater arbeitete viel, ohne sich unabhängig zu fühlen.

Er besprach das Angebot mit ihr. Sie erzählten später beide davon als einer gemeinsamen Entscheidung. Zwischen ihrem Ja und seiner Abreise lagen noch Monate voller Behördengänge und Vorbereitungen.

Anfang 1966 brach er auf. Meine Mutter war mit mir schwanger. Vor seiner Abreise legte er ihr die Hand auf den Bauch. Ich kenne diese Berührung nur aus ihrer Erzählung. Mein Vater kannte mich damals noch gar nicht. Er nahm einen kleinen Koffer mit. Zwei Jahre wollte er bleiben.

Mein Vater in Deutschland.

Eau de Kolonya

Ein paar Reihen vor mir öffnet jemand eine Flasche. Ein Verschluss klickt, eine Hand fährt über den Hals. Dann erreicht mich der Geruch: Zitrone und Alkohol. Kolonya.

Die Flasche ging von Hand zu Hand, mit einer Selbstverständlichkeit, die etwas Feierliches hatte. Der Jüngere hielt sie mit beiden Händen. Der Ältere streckte die rechte Handfläche aus – offen, ruhig. Ein kurzer Spritzer in die Mitte der Hand. Man rieb die Hände leicht aneinander, führte sie einen Moment zum Gesicht. Ein leises Nicken.

Der Duft gehörte zum Ankommen und zum Begrüßen. Noch heute bringt er mir Menschen und Räume zurück, an die ich lange nicht gedacht habe. Auch mein Vater hatte eine kleine Flasche dabei, als er aufbrach. Wenn ich mir seinen Koffer vorstelle, halte ich mich an das, was er uns davon erzählt hat.

Oben lagen zwei Anzüge, die er selbst geschneidert hatte. Er wusste, wie eine Schulter sitzen und eine Hose fallen musste. Auf Fotografien aus jener Zeit steht er in seinen Anzügen so selbstverständlich da, als hätte er nie etwas anderes getragen. Zwischen den Stoffen lagen Hemden, Unterwäsche, zwei Krawatten. Eine Zahnbürste. Eine Rasierbürste mit dichtem Dachshaar. Ein Rasiermesser aus blankem Stahl.

Dazu kamen sein Rasierzeug, ein weißer Rasierstick von Arko und die kleine Glasflasche Kolonya. Unter den Kleidern lagen seine Werkzeuge in dunklen Lederetuis: Schneiderschere, Fingerhut, Maßband, Kreide. Nadeln unterschiedlicher Stärke – jede mit ihrer Aufgabe.

Unter dem Arm trug er die Mappe mit seinen Unterlagen. In der Welt, die er verließ, hatte oft ein Handschlag genügt. Auf dieser Reise brauchte er Papiere, deren Sprache er kaum verstand. In Mailand nahm man ihm die Mappe ab.

Zwei Tage musste er dort warten, während man seine Unterlagen prüfte. Unter den Wartenden gingen Geschichten um: Menschen seien zurückgeschickt worden, weil etwas gefehlt habe. Mein Vater bestand darauf, dass seine Dokumente vollständig waren.

Er hatte sich diese Papiere in Ankara mühsam beschafft. Nun forderte er seine Mappe zurück.

Ruhig und hartnäckig. In diesen zwei Tagen rief er Freunde in Belgien an. Sie machten sich auf den Weg nach Mailand. Als er die Mappe zurückbekam und weiterreisen durfte, waren seine Freunde aus Belgien bereits eingetroffen. Er fuhr zunächst mit ihnen. Vor dem Beginn in Deutschland wollte er Geld zurücklegen.

In der Nähe von Namur an der Maas fand er Arbeit. Es war noch kalt. An einem kalten Tag geriet ein Kollege zwischen rotierende Stämme. Mein Vater griff ein. Dann erfasste ihn selbst die Bewegung. Er wurde in die Flussmitte geschleudert. Er konnte nicht schwimmen.

Er ging unter. An einer Engstelle gelang es, ihn mit einem Flößerhaken zu packen und ans Ufer zu ziehen. Bewusstlos. Nach seiner Rettung erkrankte er schwer. Er erzählte von einer Lungenentzündung; später wurde Tuberkulose festgestellt. Man brachte ihn in die Niederlande. Den Namen der Heilstätte habe ich als Zonnestraal in Erinnerung.

Sieben Monate blieb er im Krankenhaus, fünf davon in strenger Isolation. Diese Zeit liegt vor meinen eigenen Erinnerungen. Ich kenne sie aus seinen Erzählungen und aus dem, was meine Mutter erst nach und nach erfuhr. Als er auf eine normale Station verlegt wurde, konnte er wieder durch das Haus gehen.

Eines Nachmittags hörte er dieses Geräusch. Ein tiefes, gleichmäßiges Surren. Vertraut. Er stand auf, zog sich an und folgte dem Klang über den Flur. Schließlich kam er in einen Raum, in dem mehrere Maschinen standen. Dort reparierte das Krankenhaus Bettwäsche, Kittel, Vorhänge – alles, was im Alltag verschliss.

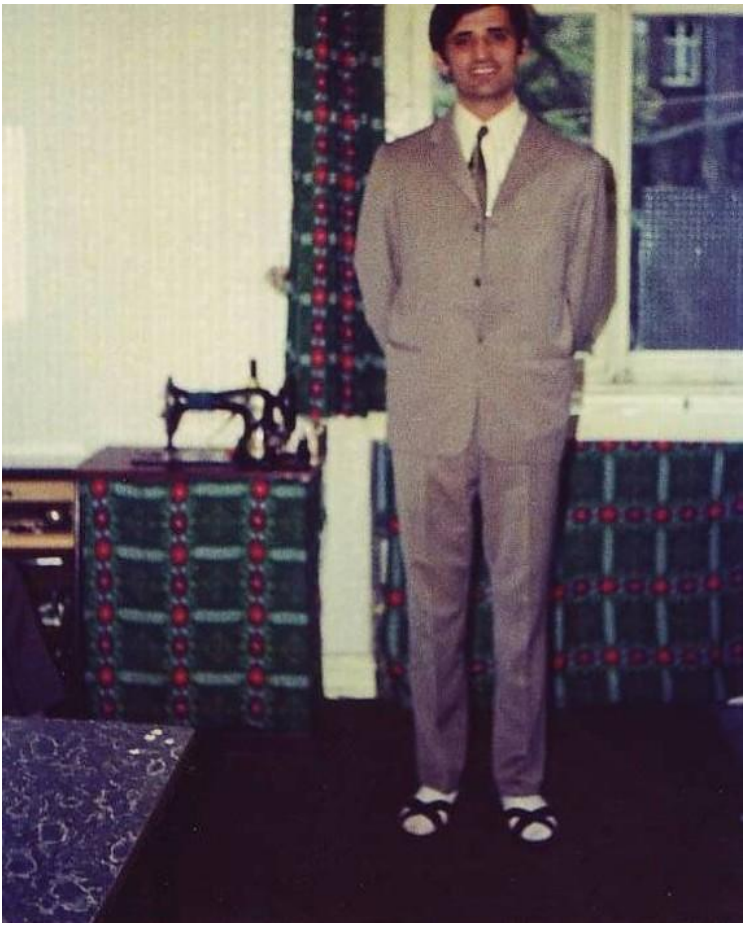
Und dort stand sie: eine Pfaff 138. Eine Schwester nähte. Mein Vater bat sie, den Stoff umzudrehen. Oben sah die Naht sauber aus, auf der Rückseite lagen Schlaufen. Er zeigte auf die Fäden und versuchte zu erklären, wie ihre Spannung zusammenwirkte. Er legte ihr den Oberfaden in die Hand. Ziehen. Zu locker. Dann justierte er die Spannung. Wieder ziehen. Jetzt spürte sie Widerstand.

Er nahm die Unterfadenspule, ließ auch diesen Faden durch ihre Finger laufen. Nicht frei. Nicht blockiert. Geführt. Er drehte am Handrad, ließ sie zusehen, wie Nadel und Greifer ineinandergreifen. Sie verständigten sich mit Händen, Blicken und dem Stück Stoff zwischen ihnen. Als sie wieder nähte, war die Rückseite sauber.

So half er bei den Maschinen und den Reparaturen an der Wäsche. Er lernte Schach von einem Mitpatienten und spielte gegen den Chefarzt. Einmal verlor er nur knapp. Er sprach kein Niederländisch. Aber an der Nähmaschine konnte er etwas zeigen, das andere verstanden. Zum ersten Mal seit dem Unfall war er wieder derjenige, der helfen konnte.

Als er entlassen wurde, standen Ärzte und Krankenschwestern im Flur Spalier. Sie überreichten ihm einen Blumenstrauß. Wenn er davon erzählte, hörte ich heraus, was ihm dieser Abschied bedeutete.

Danach ging er nach Viersen, später nach Ennepetal. Dort arbeitete er wieder als Schneider. Eine Pfaff 138 gehörte auch zu unserer eigenen Schneiderei. Diese Maschine blieb bei meiner Mutter. Nach seinem Tod wollte ich von den Dingen, die er hinterlassen hatte, vor allem sie behalten.



Mein Vater neben seiner Nähmaschine.

Zwanzig Monate und vier Tage

Zwanzig Monate und vier Tage. So lange, sagte meine Mutter, lagen zwischen seinem Abschied und ihrem Wiedersehen am Flughafen Köln/Bonn. Sie hatte die Tage gezählt. In diese Zeit fielen sein Unfall und die Monate im Krankenhaus. Wenn mein Vater später davon sprach, klang vieles beinahe beiläufig. Mehr als einmal sei es knapp gewesen, sagte er. Meine Mutter erfuhr das erst später.

Und während er dort lag, schrieb er. Jede Woche ging ein Brief an meine Mutter. Ruhige Handschrift. Gleichmäßige Sätze. Er schrieb, alles laufe nach Plan. Er schrieb von Arbeit, von Belgien, Italien, Holland, von Landwirtschaft, von Zukunft. Kein Wort von Isolation. Kein Wort von Fiebernächten. Kein Wort von der Nähe zum Tod.

Er wollte sie schützen. Aber seine beruhigenden Briefe bedeuteten auch, dass sie von der Gefahr nichts wusste, in der er sich befand. Sein eigener Plan blieb zunächst derselbe: Geld verdienen und zurückkehren. Zwei Jahre, so stellte er es sich vor, würden reichen.

Auch politisch hatte sich inzwischen etwas verändert. Das Anwerbeabkommen von 1961 hatte den Aufenthalt ursprünglich auf zwei Jahre begrenzt. Diese Begrenzung war bereits 1964 aufgehoben worden. Als mein Vater aufbrach, war die Möglichkeit eines längeren Aufenthalts also schon vorhanden.

Für ihn wurde sie erst dann zu einer wirklichen Aussicht, als meine Mutter und wir Kinder nachkommen konnten. Dauerhaft allein in Deutschland zu leben, kam für ihn nicht infrage.

In Viersen arbeitete er bei Adolf Bär. Später eröffnete sich die Möglichkeit, nach Ennepetal zu gehen. Dort sollte ein gemeinsames Leben entstehen. Doch zwischen dieser Vorstellung und dem Wiedersehen lag noch etwas sehr Konkretes: das Geld für die Reise.

Aus den Erzählungen meiner Eltern ist mir ein Monatsverdienst von etwa 650 D-Mark brutto geblieben. Welche Abzüge und Ausgaben zu welcher Phase gehörten, kann ich heute nicht mehr auf die Mark genau auseinanderhalten. Sicher ist: Viel blieb nicht übrig. Miete, Essen und die laufenden Kosten mussten bezahlt werden. Was für die Reise zurückgelegt wurde, fehlte im Alltag. Mein Vater sparte monatelang.

Wenn ich heute ein Ticket buche, dauert das wenige Minuten. Für ihn steckte darin eine Zeit, in der er sich vieles versagte, damit die Trennung endlich enden konnte. Während er rechnete, lebte meine Mutter noch im Haus seiner Familie. Die Briefe, auf die sie wartete, erzählten ihr nur einen Teil seiner Geschichte.

Nächte im Regen

Meine Mutter blieb nach seiner Abreise im Haus seiner Familie. Sie war jung, hatte meinen älteren Bruder bei sich und war zunächst noch mit mir schwanger. Eine Verbündete hatte sie dort: meine Großmutter. Sie war schon lange bettlägerig. Mein Vater hatte sie vor seiner Abreise gepflegt; nun übernahm meine Mutter diese Aufgabe. Woran meine Großmutter später starb, weiß ich nicht.

Meine Mutter pflegte sie weiter, so gut sie konnte. Sie wusch ihr vorsichtig das Gesicht. Richtete das Kissen. Sprach leise mit ihr. Vielleicht war das die einzige Beziehung in diesem Haus, in der sie nicht bewertet wurde. Nach dem Tod meiner Großmutter fehlte dieser Schutz.

Meine Mutter erzählte von einem Alltag, in dem sie kochte, Wasser trug, Wäsche schrubbte und Holz spaltete. Wenn etwas nicht gelang, wurde es ihr vorgehalten. Wenn sie erschöpft war, galt das als ihre Schwäche. Manchmal ging es weiter als Worte. Nicht selten wurde sie nachts aus dem Haus geworfen. Eine Tür ging auf. Ein Streit. Eine Stimme, die entschied. Und plötzlich stand sie draußen.

Meinen älteren Bruder an der Hand – drei Jahre alt. Mich in ihrem Bauch. Wenn es regnete oder kalt war, fanden sie bei einer anderen Familie im Dorf Unterschlupf. Man ließ sie hinein, gab ihnen Tee und versuchte, sie zu beruhigen.

„Morgen wird alles besser."

Am nächsten Morgen kam jemand aus der Familie. Holte sie zurück. Ohne Entschuldigung. Und alles ging weiter. Eine Begebenheit vom Basar hat sie später oft erzählt. Sie stand an einem Stand mit Wassermelonen und schnippte gegen die Schale, um den Klang zu prüfen.

Mein Vater machte es sein Leben lang genauso. Bis zu seinem Tod. Und wir tun es heute noch. Während dieses Schnippens trat seine einzige Schwester neben sie. Mit einem Lächeln, das zu glatt war.

„Du weißt es doch, oder?"

Meine Mutter sah sie ruhig an.

„Dass er im Krankenhaus liegt. Seit Monaten. Schwer krank." Beiläufig. Fast freundlich. „Wusstest du das nicht?"

Meine Mutter hielt die Melone einen Moment still. Dann blickte sie ihr direkt in die Augen und sagte, ruhig, klar, ohne Zögern:

„Was ich wissen muss, sagt mir mein Mann selbst. Alles andere ist Gerede."

Dann wandte sie sich ab. Sie ging weiter. Erst am Abend konnte sie ihre Fassung nicht mehr halten. Sie legte meinen Bruder schlafen. Setzte sich ins Dunkel. Und als das Haus endlich still war, drückte sie das Kissen vor den Mund.

Sie weinte lautlos. Sie erzählte von der Angst um ihn und von der Demütigung, die Nachricht auf diese Weise erfahren zu haben. Vor seiner Schwester hatte sie ihn verteidigt. Nun wusste sie nicht, wie krank er wirklich war. Am nächsten Morgen musste sie wieder aufstehen. Ihr älterer Sohn brauchte sie. Das Leben im Haus ging weiter.

Das Nest

Ich greife zur Bordzeitschrift. Auf einer Seite ist ein Webervogel abgebildet, dazu sein hängendes Nest. Ich lese vom Flechten und von den Fasern, die miteinander Halt finden. Ich bleibe an diesem Bild hängen. Ein Vogel baut einen Ort, an dem seine Familie leben kann.

Dann denke ich an die Schneiderei. Und an den Morgen, an dem meine Mutter aufbrach, um zu sehen, was mein Vater in Deutschland für uns vorbereitet hatte. Meine Großeltern mütterlicherseits kamen mit einer Pferdepritsche, um sie und uns Kinder abzuholen. Ein schwerer Wagen aus Holz, mit großen Rädern und Blattfedern unter der Ladefläche. Davor standen zwei Arbeitspferde.

Meine Mutter kannte diese beiden Pferde. Sie war mit ihnen aufgewachsen. Sie kannte ihren Schritt, ihren Atem, ihre Eigenheiten. Sie ging zu ihnen, legte die Hand an einen Hals und strich über das Fell. In ihrer Erzählung gehört diese Begrüßung fest zu dem Abschied. Die Tiere waren ihr vertraut.

Auf dem Hof blieb es still. Aus dem Haus der Familie meines Vaters kam niemand, um sie zu verabschieden.

Lange habe ich mich gefragt, weshalb sie dort überhaupt geblieben war. Warum hatte sie nicht früher Schutz bei ihren eigenen Eltern gesucht? In ihrer damaligen Umgebung galt eine verheiratete Frau als Teil der Familie ihres Mannes. Zurückzugehen hätte als Scheitern gegolten. Diesen Druck muss man kennen, um ihr Bleiben zu verstehen.

Nun gab es einen anderen Weg: nach Deutschland, zu ihrem Mann. Wir stiegen auf die Pritsche: meine Mutter, mein Bruder und ich. Die Blattfedern ächzten leise unter dem Gewicht. Das Holz knarrte. Die Pferde warteten ruhig.

Mein Großvater nahm die Zügel und gab den Pferden mit einem kurzen Laut ein Zeichen. Der Wagen setzte sich in Bewegung. Die Räder griffen in den Kies, das Holz knarrte. Wir verließen den Hof. Zuerst fuhren wir zum Gut meiner Großeltern mütterlicherseits. Dort stand im Wohnzimmer das alte Grammophon, dessen knisternder Klang manchmal wie eine warme Decke durch den Raum zog. Wir blieben dort.

An den Abschied von meiner Mutter habe ich nur frühe Bilder, die sich mit ihren späteren Erzählungen verbinden. Es war noch dunkel, als sie an unserem Bett stand, mit Tränen in den Augen. Sie beugte sich zu uns. Küsste uns. Noch einmal. Und noch einmal.

Ihre Wangen waren nass. Ihre Lippen zitterten. Sie versuchte zu lächeln, aber es wurde nichts daraus. Es war kein Guten Morgen. Es war Abschied. Ich begann zu weinen. Mein Bruder sagte kein Wort. Er schaute nur kurz hinter ihr her, missmutig, eingeschnappt, drehte sich dann um und starrte stur woanders hin. Als wollte er sagen: Dann geh doch.

Meine Großeltern halfen ihr, sich loszureißen. Sie musste gehen, wenn sie die Reise antreten wollte. Meine Tante, die ältere Schwester meiner Mutter, nahm mich auf den Arm. Sie hielt mich fest, als müsste sie meinen Körper beruhigen, damit mein Weinen meine Mutter nicht zurückzieht. Ich klammerte mich an sie, weinte in ihren Hals und suchte meine Mutter mit den Augen.

Dann ging meine Mutter. Mit ihren Eltern durch die große Holztür hinaus in die Kälte des Morgens. Und ich weinte noch lauter, als sie kleiner wurde. Über den Busbahnhof führte ihr Weg nach Ankara. Ihre Eltern begleiteten sie zum Flughafen. Mein Bruder und ich blieben zunächst bei den Großeltern.

In Köln/Bonn wartete mein Vater. Als sie durch die Glastür kam, blieb er einen Moment stehen. Dann ging er auf sie zu. Nahm ihr das Gepäck ab. Legte die Hand an ihre Schulter. Zwanzig Monate und vier Tage waren vergangen.

Vom Flughafen ging es mit dem Zug nach Hagen. In Hagen umsteigen. Weiter nach Ennepetal. Das rhythmische Schlagen der Räder auf den Schienen. Am Ennepetaler Hauptbahnhof aussteigen. Dann mit dem Bus weiter. Haltestelle für Haltestelle näher an das neue Leben. Dann standen sie vor der Schneiderei.

Er schloss die Schneiderei auf und ließ sie eintreten. Vorne das Schaufenster, der Tresen, der Bügeltisch. Meine Mutter erzählte später genau, was sie sich angesehen hatte. Sie kannte die Arbeit. Sie wusste, wonach sie schauen musste.

Ihr Blick ging zuerst über das Schaufenster: Sichtbarkeit, Straße, mögliche Kundschaft. Dann über den Tresen: sauber, gewischt, nichts

Überflüssiges. Dann zum Bügeltisch: groß, schwer, stoffbezogen. Sie klopfte mit den Fingerknöcheln gegen die Kante, als wollte sie hören, ob das Holz hohl oder massiv ist.

Dann die Werkzeuge: Garnrollen nicht zufällig, sondern sortiert. Nadeln nicht verstreut, sondern im Etui. Maßbänder nicht verknotet. Schneiderkreide griffbereit. Sie ging zur Nähmaschine, beugte sich vor, strich mit dem Finger über das Gehäuse, als wolle sie Staub fühlen. Dann sah sie meinen Vater an und fragte trocken, fachlich:

„Greifer sauber?“

„Vor zwei Tagen“, sagte er.

Sie setzte sich an die Maschine und trat vorsichtig auf das Pedal. Die Maschine lief gleichmäßig. Dann nahm sie die große Stoffschere, öffnete sie langsam und schloss sie wieder.

„Schneidet sie noch – oder macht sie nur Geräusch?“

„Ich habe sie schleifen lassen“, sagte er.

Sie lächelte kurz. Dieses knappe Lächeln, das Anerkennung ist.

„Gut“, sagte sie. „Mit stumpfer Schere verliert man nicht nur Stoff, sondern Nerven.“

Dann ging sie zur Umkleide, zog den Vorhang einmal zur Seite, prüfte den Spiegel. Schließlich stand sie vor der Tür nach hinten. Meine Mutter öffnete die Tür zum Hinterzimmer. Hier sollten sie wohnen.

Eine Kochnische am Rand, wenig Licht, ein Boden, der unter den Schritten knarrte. Sie ging durch den Raum und überlegte, wie sie darin leben könnten: wo ein Bett stehen würde, wo ein Schrank, wo Platz für uns Kinder wäre.

Ein eigenes Badezimmer gab es nicht. Am Spülbecken ließ sich ein Schlauch anschließen, wenn man sich waschen wollte. Später gehörte für uns der regelmäßige Gang ins Volksbad zum Alltag. Meine Mutter nahm den Raum als Anfang. Sie öffnete das Fenster ein Stück und ließ Wasser aus dem Hahn laufen. Mein Vater wartete in der Tür.

Dann drehte sie sich zu ihm um. Ihre Augen wurden feucht. Ein langer Blick. Ein leises Nicken. Und dann löste sich etwas in ihrem Gesicht: Tränen. Ein Lächeln, das trotz allem da war. Sie ging zu ihm und umarmte ihn. Später erzählte sie, dies sei der Moment gewesen, in dem sie meinen Vater zum ersten Mal weinen sah.

Erst danach konnten mein Bruder und ich nachgeholt werden.

Ich schließe die Bordzeitschrift. Das Nest auf der Abbildung ist klein. Ich denke an unser Hinterzimmer und daran, wie viel Platz ein Anfang brauchen kann.

Meine Eltern, mein Bruder und ich.

Die Stadt der Schmiedehämmer

Das Dröhnen der Triebwerke begleitet uns. Irgendwann höre ich darin einen anderen Rhythmus: die schweren Schläge, mit denen meine Kindheit in Ennepetal begann. Mein Bruder und ich waren damals ebenfalls mit dem Flugzeug nach Deutschland gekommen.

Mein Großvater kannte das Wort Pilot nicht. Am Flughafen in Ankara fragte er nach dem Fahrer des Flugzeugs. Schließlich fand er ihn: einen Mann in Uniform. Mein Großvater hielt ihn kurz auf. Er war kein Mann vieler Worte.

Er sagte nur, dass zwei kleine Jungen in diesem Flugzeug sitzen würden. Seine Enkel. Und dass er von ihm das Versprechen wolle, sie sicher nach Köln/Bonn zu bringen. Der Mann nickte. Mehr brauchte mein Großvater nicht. Am anderen Ende dieses Fluges wartete mein Vater.

Ennepetal wurde unser Zuhause. Eine Stadt der Werkhallen, Schmieden und Straßen zwischen bewaldeten Hängen. Mein Vater hatte dort Arbeit gefunden. Nun waren wir bei ihm. Wir wohnten damals in der Südstraße 17 in Milspe. Direkt gegenüber stand eine Schmiedehalle. Dort wurden Aluminiumlegierungen im Gesenk geschmiedet. Große Hämmer fielen im Dreischichtbetrieb auf glühendes Metall.

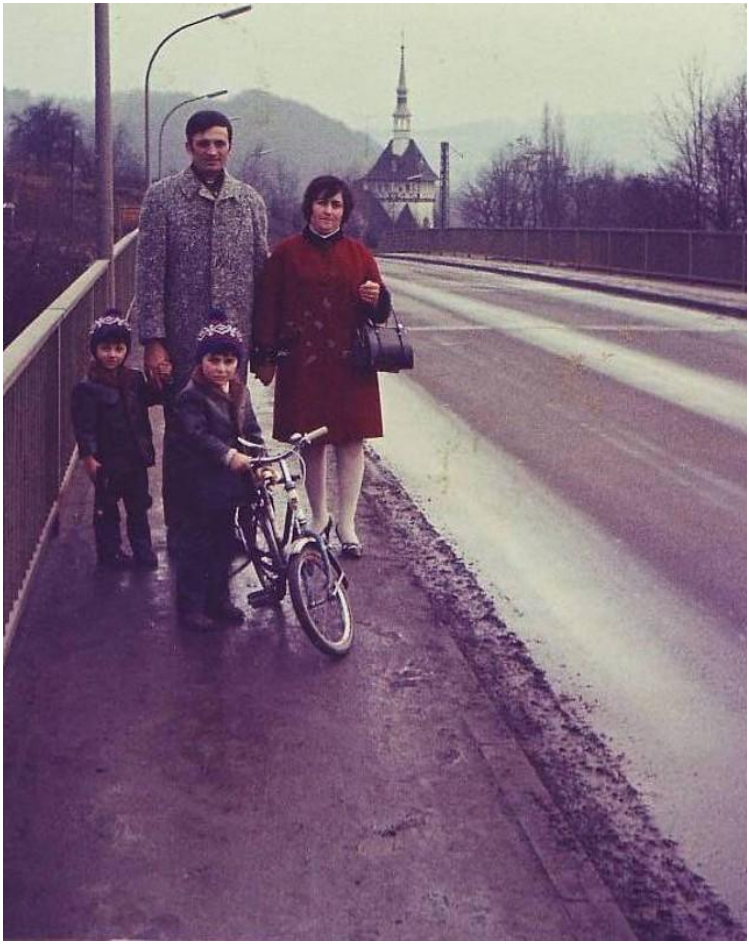
Tag und Nacht. Der Schlag dieser Hämmer war kein einzelnes Geräusch. Er war Rhythmus. Dumpf, regelmäßig, unaufhörlich. Wenn der Hammer auf das Werkstück traf, vibrierte die Luft, als würde tief im Boden eine riesige Tür zufallen. Der Schlag wanderte durch die Straße, durch die Wände der Häuser, durch den Boden, auf dem mein Bett stand.

Für mich als Kind war dieses Geräusch kein Lärm. Es war Hintergrund. Ein Puls. Ich konnte gut schlafen, wenn die Schmiedehämmer liefen. Die Nacht war dann nicht still. Sie atmete im Rhythmus der Maschinen. Wenn Feiertage kamen und die Schmiede stillstand, veränderte sich alles.

Die Luft wurde plötzlich leer. Die Stille stand im Zimmer wie etwas Fremdes. Und ich schlief schlechter. Der Lärm gehörte zu unserem Zimmer. Er war da, wenn wir einschliefen, und wieder da, wenn wir aufwachten. Erst wenn die Schmiede schwieg, fiel auf, wie sehr wir uns an sie gewöhnt hatten.

Auch die Krankheit meines älteren Bruders gehörte früh zu unserem Alltag. Er hatte Epilepsie. Die Anfälle kamen plötzlich, auf dem Schulhof, auf dem Spielplatz oder auf der Straße. Ich blieb bei ihm, bis er wieder zu sich kam. Manchmal hatte er sich beim Sturz verletzt und wir mussten ins Krankenhaus. Wenn er meinen Blick suchte und mich erkannte, lächelte er kurz. Dann brachte ich ihn nach Hause.

Wir waren Kinder. Vieles, was uns heute schwer vorkommt, nahmen wir damals hin, weil wir kein anderes Leben kannten.



Mit meinen Eltern und meinem Bruder unterwegs.

Ladies and Gentlemen

„Ladies and Gentlemen, welcome on board."

Ich muss schmunzeln. Leise, mit Respekt. Ich denke an meinen Vater, an meine Mutter und an die sogenannten Gastarbeiter ihrer Generation.

Ladies and Gentlemen. Das klingt nach Menschen, denen jemand die Tür aufhält. Nach gebügelten Manschetten und einem bereitstehenden Wagen. Meine Eltern hatten ihre Koffer selbst getragen. Und meistens noch einiges mehr.

Ich schaue mich in der Kabine um. Gesichter, die mich an früher erinnern. Breite Schultern, vom Alter etwas nach vorn gezogen. Hände, denen man die Arbeit auch im Ruhezustand ansieht. Dazwischen die Kinder und Enkel jener Menschen, die Anfang der sechziger Jahre aufgebrochen waren.

In meiner Erinnerung stehen sie wieder an ihren Arbeitsplätzen. Drei-Schicht-Betrieb bei Ford. Wochenendarbeit am Hochofen. Müllabfuhr im Morgengrauen, wenn die Stadt noch schläft und nur das metallische Krachen der Tonnen durch die Straßen geht. Lagerhallen und Logistikzentren. Baugerüste. Reinigungsschichten, bevor die ersten Angestellten ihre Büros betreten.

Arbeit, die dieses Land trägt.

Heute nennt man sie systemrelevant. Ein beachtliches Wort für eine Erkenntnis, die man auch hätte gewinnen können, indem man morgens einmal den Menschen begegnet wäre, die schon vor einem da waren.

Die Anrede gefällt mir. Ich bin nur nicht sicher, ob man diese Menschen an ihren Arbeitsplätzen oft so angesprochen hat.

Für meine Eltern war ein Flug auf dieser Strecke einmal unvorstellbarer Luxus gewesen. Mein Vater konnte seine erste Reise nach Deutschland nur antreten, weil er die Hälfte seines Erbes abtrat. Seine Brüder zahlten ihn aus. Meine Mutter ließ ihren Hochzeitsschmuck zu Geld machen. Das Gold war ihre Sicherheit gewesen. Nun musste es für einen Aufbruch reichen.

Davon bezahlte mein Vater seine Fahrkarten und die Papiere für die Reise. Er fuhr mit dem Zug, über Mailand nach Norden.

Auch später, wenn wir in den Sommerferien die Verwandten in der Türkei besuchten, wurde nicht geflogen. Wir fuhren. Was heute vielleicht als ausgedehnter Familienroadtrip durch mehrere Länder gelten würde, war damals vor allem eine Frage des Geldes. Wir hatten die günstigere Verbindung gewählt. Sie dauerte nur etwas länger.

Kurz vor den Ferien ging es auf den Automarkt. VW T2. Ford Transit. Händler, bei denen man besser auf das Fahrzeug als auf die Versprechungen achtete. Bezahlt wurde bar. Es gab Unfallschäden, Rost unter frischer Farbe und Schweißnähte, die mehr Hoffnung waren als Handwerk. Bei manchen Wagen fragte man sich, wie sie jemals eine technische Prüfung bestanden hatten.

Unter den Gastarbeitern gab es dabei fast zwei Lager: die VW-Fraktion und die Ford-Transit-Fraktion. Man hätte meinen können, es gehe um Fußballvereine. Vernünftige Argumente waren willkommen, solange sie die eigene Mannschaft unterstützten.

Der Transit war oft größer, kantiger, praktischer. Ein Arbeitstier mit viel Platz. Schön war er allerdings nicht. Er sah aus, als hätte bei seiner Entwicklung jemand gefragt, ob Schönheit zusätzliches Ladevolumen bringe, und nach einem Nein das Thema beendet.

Der T2 hatte ein Gesicht. Rundungen statt Kanten. Er sah freundlicher aus, als die Reise werden würde. Mein Vater, der sonst sehr genau zwischen notwendig und überflüssig unterscheiden konnte, wurde in dieser Frage eigensinnig. Der VW gefiel ihm besser. Damit war die Entscheidung im Grunde gefallen. Über technische Einzelheiten konnte anschließend noch gesprochen werden.

Wir hatten nicht nur einen T2. Wir hatten sechs. Drei rote. Zwei grüne. Einen blauen. Nacheinander, versteht sich. Für einen Fuhrpark fehlten uns sowohl das Geld als auch der Hof.

Das Verfahren blieb immer gleich: vor den Sommerferien kaufen, nach den Sommerferien verkaufen. Jeder Bus hatte seine Eigenheiten. Eine Schiebetür, die nur auf eine bestimmte Bewegung hin einrastete. Ein Armaturenbrett mit einem eigenen Geräusch. Der Geruch nach warmem Öl, Vinyl und Staub, der sich mit keinem anderen Wagen verwechseln ließ.

Auch beim Fahren wollte der T2 persönlich behandelt werden. Die Lenkung hatte Spiel, die Gänge verlangten Gefühl. Mein Vater kannte

die Geräusche des Motors und hörte, wenn etwas nicht stimmte. Ich hörte einen Bus. Er hörte bereits, was wir demnächst reparieren würden.

Ab meinem zwölften Geburtstag freute ich mich besonders auf diese Wagen. Ich durfte zum ersten Mal selbst ans Steuer. Auf Hofzufahrten und Feldwegen, abseits des öffentlichen Verkehrs, wenn wir Bekannte besuchten.

Mein Vater saß neben mir. Ruhig, aufmerksam. Er ließ mich die Kupplung fühlen, den Schleifpunkt suchen und den Bus im ersten Gang anrollen. Ich konzentrierte mich auf meine Füße, meine Hände und diesen großen Wagen. Er traute mir zu, das alles zusammenzubringen.

Mit fünfzehn konnte ich den langen Bus rückwärts in enge Höfe setzen. Langsam, ohne Hektik, mit einem Abstand zu den Mauern, auf den ich noch heute ein wenig stolz bin. Ich lernte, den Motor im richtigen Moment abzufangen und ihn nicht unnötig zu quälen. Beim Rangieren blieb mein Vater neben mir. Er vertraute mir schon, als ich selbst noch damit beschäftigt war herauszufinden, ob dieses Vertrauen berechtigt war.

Den späteren, kantigen T3 mochte er nicht. Für ihn blieb der T2 der schönere Bus. Vieles reparierte er selbst. Ich half ihm dabei. Schrauben und Muttern legten wir in der Reihenfolge ab, in der wir sie herausgenommen hatten. Beim Zusammenbauen sollte jedes Teil wiederzufinden sein. Was fehlte, suchten wir in Kleinanzeigen oder auf dem Schrottplatz.

Dort konnte ich stundenlang bleiben. Zwischen ausgeschlachteten Wagen gab es überall etwas, dessen Funktion ich verstehen wollte. Ich durfte anfassen, fragen, mithelfen. Lange bevor ich Maschinenbau studierte, stand ich neben meinem Vater vor einem offenen Motor.

Mit diesen Bussen fuhren wir in die Türkei. Deutschland, Österreich, Jugoslawien, Bulgarien. Für uns Kinder waren das die Stunden zwischen zwei Pausen. Das Aufwachen an einem unbekannten Parkplatz. Der Blick nach vorn, wo mein Vater noch immer am Steuer saß.

Unsere Bordverpflegung kam aus einer Kühlbox.

Zwischen den Kühlakkus lagen schwarze Oliven, Schafskäse, Tomaten und Gurken. Am ersten Tag war das Fladenbrot noch weich. Später brachen wir die festeren Stücke ab und nahmen damit den Tomatensaft

auf. Es wurde nicht schlechter, es änderte nur seinen Verwendungszweck.

Für die Sucuk fuhr mein Vater zu einem bestimmten Laden. Wenn dafür zwanzig oder dreißig Kilometer nötig waren, dann waren sie eben nötig. Beim Fahrzeug konnte man über Rost reden. Bei der Wurst gab es Grenzen.

Meine Mutter packte Käse, Oliven und Brot ein. In den Pausen wurde Tee gekocht. Oben in der kleinen Kanne zog der starke Tee, unten blieb das Wasser heiß. Wir saßen zusammen, aßen und warteten, bis es weiterging.

Dann Jugoslawien. Maribor. Ljubljana. Zagreb. Belgrad. Später Niš. Ebenen, die in der Hitze flimmerten. Sonnenblumenfelder, Flüsse im Abendlicht, helle Hügel und dunkle Waldstreifen. Der Himmel schien größer zu sein als bei uns.

Wir Kinder klebten mit den Nasen an den Scheiben. Hier war Winnetou geritten. Daran bestand für uns kein Zweifel. Hinter dem nächsten Hügel musste Old Shatterhand auftauchen. Jeden auffälligen Felsen erkannten wir angeblich wieder. Wir waren nie dort gewesen, kannten uns aber ausgezeichnet aus.

Vor Bulgarien wurden der Tank und die Ersatzkanister gefüllt. Mein Vater wollte das Land möglichst ohne Pause durchqueren. Einmal jedoch wurde hinter Sofia der Motor zu heiß. Wir mussten auf einen Parkplatz fahren. Dort standen zwei weitere Familien. Jedenfalls hielt ich sie dafür.

Zwischen ihnen ein Mann mit drei Plastikbechern. Ein Hütchenspieler.

Für mich sah das zunächst beinahe lächerlich einfach aus. Die Kugel musste unter dem mittleren Becher liegen. Ich hatte schließlich aufgepasst. Dann sah ich junge Männer, die scheinbar fünfzig Mark setzten und hundert zurückbekamen. Neben ihnen lagen dicke Bündel Geldscheine.

So leicht konnte es also sein. Mein Vater musste dafür nähen. Diese Leute mussten nur auf einen Becher zeigen.

Dann fragte man mich, ob ich auch setzen wolle. Ich hatte kein Geld. Aber ich trug eine dünne Goldkette, die meine Mutter mir zum Beschneidungsfest geschenkt hatte. Und plötzlich war dieser Gedanke da,

der mir in diesem Augenblick offenbar vernünftig erschien: Dann setze ich eben die Kette.

Ich war sicher. Der mittlere Becher. Ganz sicher. Er war es nicht. Die Kette war weg.

Ich begann zu weinen. Ich hatte das Geschenk meiner Mutter eingesetzt, als wäre es irgendein Gegenstand. Nun wusste ich nicht, wie ich das wieder gutmachen sollte. Ich ging zu meinem Vater und erzählte es ihm. Er legte die Hand auf meine Schulter und ließ sie dort.

„Komm", sagte er, „lass uns weiter essen. Wir haben noch eine lange Reise vor uns."

Als wir wieder hinsahen, waren der Mann und die angeblichen Gewinner verschwunden. Später im Wagen wurde aus meiner Scham Wut. Ich schimpfte. Ich fluchte.

„Die Bulgaren …"

Als würde ein Parkplatz ausreichen, um ein ganzes Volk kennenzulernen. Mein Vater hörte eine Weile zu. Dann unterbrach er mich.

„Hör zu. Du darfst wütend sein. Aber verfluch nicht ein Volk, nur weil ein paar schlechte Männer dich reingelegt haben."

Er sagte, ich solle Menschen nicht vorschnell in Schubladen stecken. Und wenn ich es doch täte, müsse ich die Schublade offen lassen. Es müsse möglich bleiben, jemanden wieder herauszunehmen. Ich war noch immer wütend. Aber ich hörte auf, über die Bulgaren zu schimpfen.

Wir fuhren weiter. Zu diesen Reisen gehörten auch Begegnungen, die ich als Kind nicht verstand und trotzdem nie vergaß. Straßenpolizisten hielten uns an. Sie hatten es nicht eilig. Gerade diese Ruhe machte mir Angst.

„Pässe."

Mein Vater reichte sie hinaus. Die Männer behielten sie, gingen zu ihrem Fahrzeug und fuhren ein Stück voraus. Wir folgten ihnen. Beim nächsten Halt kam eine kleine Handbewegung. Beiläufig, als würde jemand um eine Zigarette bitten. Dann dieser Satz:

„Pasaportu süsle."

Schmück den Pass. Mein Vater legte Geld hinein. In meiner Erinnerung waren es hundert Mark in jeden Pass. Geld, für das er gearbeitet

hatte. Dann bekamen wir die Papiere zurück und durften weiterfahren. Irgendwann erreichten wir Kapıkule. Dahinter lag die Türkei.

Ich höre wieder die Stimme der Flugbegleiterin und sehe die Sitzreihen vor mir. Heute dauert die Reise nur wenige Stunden. Wir müssen keinen überhitzten Motor abkühlen lassen, keinen Kanister hervorholen und keinen Pass mit Geld verzieren.

Ich denke an meinen Vater am Steuer. An meine Mutter mit der Kühlbox. An all die Männer und Frauen, die nach einem Jahr voller Schichten noch die Kraft aufbrachten, ihre Familien über einen halben Kontinent zu bringen. Die unterwegs rechneten, reparierten, Kinder beruhigten und nachts weiterfuhren.

Einige sitzen heute selbst in diesen Reihen. Andere haben ihren Kindern und Enkeln ein Leben ermöglicht, in dem man ein Flugticket buchen kann, ohne dafür Hochzeitsschmuck zu verkaufen.

Mein Vater hat uns dieses Leben ermöglicht. Heute reist er unter uns, im Frachtraum. Er wird die Anrede nicht mehr hören. Ich hätte sie ihm gern noch einmal gesagt.

„Ladies and Gentlemen“.

Noch nie hatte diese Anrede für mich so gut gepasst wie zu dem Auditorium in diesem Flugzeug.

Mein Vater mit Sonnenbrille.

Eine Frage der Würde

Zwei Reihen vor mir wird auf Türkisch gestritten. Es geht um eine zurückgeklappte Lehne und ein verschüttetes Getränk.

„Saygı!“ – Respekt.

„Terbiye!“ – Anstand.

Und immer wieder: „Onur.“ Ehre.

„Ich lasse mir meine Ehre nicht nehmen.“

„So behandelt man keinen Mann.“

Bei diesem Wort höre ich genauer hin. Ehre. Ich habe es selbst einmal so gebraucht, nach einer Prügelei auf dem Schulhof, mit Blut auf der Stirn:

„Das ist eine Frage der Ehre.“

Ich war ein schmächtiger Junge. Auf dem Schulhof geriet ich mit fünf anderen Jungen aneinander. Es waren Italiener, und sie waren mir körperlich überlegen. Ein Schubser, Hände, Fäuste. Ich fiel nach vorn. Mit der Stirn auf den rauen Boden. Dieses kurze, harte Geräusch von Haut auf Stein. Wärme. Dann Blut.

Im Krankenhaus wurde meine Stirn versorgt. Es war eine tiefe Schürfwunde.

Meine Mutter holte mich aus dem Krankenhaus ab. Mein Vater war in der Schneiderei geblieben. Ich versuchte, nicht wieder zu weinen.

Zu Hause wartete mein Vater. Er sah die Wunde. Er sah mein Gesicht. Und er fragte nicht zuerst, wer es war. Er fragte:

„Tut es sehr weh?“

Ich sagte: „Nein.“ Dann erzählte ich es. Fünf gegen einen. Ich sagte es so, als müsste allein diese Zahl schon beweisen, dass es unfair war. Und dann sagte ich den Satz, der zeigte, was mich wirklich traf:

„Das war unfair, das ist eine Frage der Ehre.“

Ich erwartete, dass mein Vater aufstehen würde. Dass er mit mir dorthin gehen oder mir wenigstens sagen würde, ich müsse zurückschlagen. Er setzte sich. Ich erinnere mich vor allem an die Unterscheidung, die er machte: Was andere über mich sagten, konnte ich nicht immer verhindern. Wie ich mich selbst verhielt, blieb meine Sache.

„Viel wichtiger als Ehre ist die Würde.“

Ich wollte damals mehr von ihm. Einen Plan, wie ich mich wehren konnte. Seine Ruhe kam mir wie zu wenig vor.

Heute verstehe ich sie besser. Trotzdem möchte ich aus meinem Vater keinen Mann machen, der immer die Ruhe behielt. Einmal hatte ich in einem leerstehenden Haus gegenüber Kontakt mit Drogen. Als er davon erfuhr, schlug er mir ins Gesicht. Es war das einzige Mal, und ich habe es nie vergessen. Ich deutete seine Reaktion als Angst um mich. Die Heftigkeit erschreckte mich dennoch.

Auch dieser Augenblick gehört zu meiner Erinnerung an ihn. Im Flugzeug werden die Stimmen wieder leiser. Ich bleibe sitzen.

Liebe auf den ersten Blick

Köln liegt hinter uns. Dort lebe ich heute. Dort habe ich Simone kennengelernt, an Weiberfastnacht. Ich war damals in der Schlussphase meiner Doktorarbeit für ThyssenKrupp. Zu wenig Schlaf. Zu viele Gedanken. Wissenschaft als Dauerzustand. Meine Laune entsprechend. Meine Bochumer Freunde überredeten mich, nach Köln zu fahren.

„Komm raus aus deinem Kopf", sagten sie. „Einmal nicht denken."

Ich wollte nicht. Ich bin trotzdem mitgefahren. Und dann standen wir im Stiefel. Dieser legendäre Laden, in dem es dunkler ist, als es sein sollte, und lauter, als es vernünftig wäre. Ein Ort, den man bei Tageslicht vermutlich nicht sehen möchte. Das Kölschglas musste man mit einem kleinen Ruck von der Theke lösen, so fest klebte es dort.

Und dann sah ich sie. Simone stand auf einem Tisch und tanzte. Sie lächelte. Ich blieb stehen und sah sie an. Aus diesem Abend wurde unser gemeinsames Leben. Und ich denke gern daran, wie mein Vater Simone in die Familie aufnahm.

Wir saßen damals in Ennepetal. Das Haus war voller Menschen. Stimmen lagen übereinander. Kinderfüße liefen über Fliesen. Türen standen offen. Es fühlte sich an wie eine typisch südländische Großfamilie – laut, warm, dicht. Niemand fragte, ob man bleiben dürfe. Man blieb einfach.

Mein Vater war damals schon gesundheitlich angeschlagen. An diesem Tag gab es eine kleine Verstimmung zwischen meinen Eltern. Ich weiß den Anlass nicht mehr. Ich weiß nur noch, dass meine Mutter ihm keinen Tee machte. Sonst bereitete sie ihn immer zu. Er wusste, wie ihr Tee schmeckte, und war mit weniger kaum zufrieden.

Nun nahm er einen schwarzen Teebeutel, goss heißes Wasser darüber und tat, als sei das vollkommen ausreichend.

„Dilettantisch", sagte meine Mutter aus dem Nachbarzimmer.

Er schmunzelte. Sie auch. Am Abend kochte Simone. Mein Vater sah ihr zu. Als sie später die scharfen Peperoni aß, ohne mit der Wimper zu zucken, lächelte er. Ich sehe ihn noch am Tisch sitzen. Körperlich war er schwächer geworden. Aber er war dabei, sah genau hin, freute sich an ihr. Simone gehörte zu uns.

Berlin im Ohr

Zwei Reihen vor mir spricht ein junger Mann mit seinem Nachbarn.

„Ick sag dir doch, dit war komplett übertrieben, wa."

Berlin sitzt selbstverständlich in seiner Stimme. Ich höre ihm einen Augenblick zu.

Wenn ich heute an diesen Flug zurückdenke, denke ich auch an die Wege, die für unsere Familie in Deutschland möglich wurden. 2011 war ich zu einem Festakt zum fünfzigsten Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens eingeladen. Ein Buchprojekt versammelte hundert Lebenswege. Meiner war einer davon.

Dort begegnete ich Rita Süssmuth. Sie lud mich zu einem Gespräch Unter den Linden ein. Wir sprachen über Bildung und über die Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der Türkei. Sie nahm sich Zeit. Aus der Geschichte unserer Eltern waren Aufgaben für uns geworden.

Heute wirke ich im Beirat der Türkisch-Deutschen Universität mit. Wenn ich dort über Bildungswege nachdenke, sehe ich auch das Hinterzimmer unserer Schneiderei vor mir.

Lange bevor ich Professor wurde, leitete ich das zentrale Qualitätsmanagement von ThyssenKrupp. In jener Zeit begleitete mich Pater Rupert Lay als Mentor. Bei unseren Gesprächen in Maria Laach, manchmal auch auf Spaziergängen am See, ging es um Verantwortung und um den Umgang mit Menschen. Er konnte eine Frage stellen und dann warten, bis ich über meine erste Antwort hinausdachte.

Ein Gedanke blieb mir besonders: Wer verhandeln wolle, müsse anerkennen, dass auch sein Gegenüber berechtigte Interessen habe. Ich dachte dabei an meinen Vater. An seine Kunden, an seine Geduld beim Zuhören, an die offene Schublade, von der er mir nach dem Verlust der Goldkette erzählt hatte.

Ich weiß nicht, was er zu all dem gesagt hätte. Vielleicht hätte er nur genickt. Ich hätte ihn gern dabeigehabt.

Ali ist ein großer Name

Ich löse den Gurt und gehe zur Bordtoilette. Vor dem kleinen Waschbecken lasse ich kaltes Wasser über meine Hände und mein Gesicht laufen. Die Kälte tut gut. Sie schneidet durch die Müdigkeit der letzten Tage, durch die Gespräche, durch die Formulare, durch das Schweigen.

Dann greife ich nach der kleinen, in Papier gewickelten Seife. Der Duft trifft mich völlig unerwartet. Kernseife. Schlicht. Sauber. Altvertraut. Und mit einem Mal ist die enge Toilette verschwunden. Ich sehe den Keller der Grundschule Friedenstal in Ennepetal vor mir. Das Volksbad.

Damals hatten viele Wohnungen kein eigenes Badezimmer. Also gingen Familien einmal in der Woche dorthin. Deutsche Arbeiterfamilien. Gastarbeiterfamilien. Menschen, die denselben Dampf atmeten und doch nicht im selben Land lebten.

Für mich als Kind war das Volksbad lange nichts Trauriges, nichts Fremdes, nichts, wofür man sich hätte schämen können. Ich freute mich darauf. Schon der Weg dorthin hatte etwas Besonderes. Die Treppe hinunter in den Keller, auf der die Schritte hohl widerhallten. Die Luft, die weiter unten anders war als oben – wärmer, feuchter, voller Seifengeruch.

Mein Vater nahm eine Fünfzig-Pfennig-Münze heraus. Ich betrachtete die Frau auf ihrer Rückseite, die einen Baum pflanzte. Dann war die Münze weg, und wir gingen hinein. Drinnen war es warm. Feuchtigkeit stand auf den Fliesen. Mein Vater wusch sich mit Kernseife. Ich saß in seiner Nähe und ließ die Wärme in mich hineinziehen.

Erst später verstand ich, dass selbst in dieser feuchten Wärme unsichtbare Grenzen mit im Raum standen. Ich erinnere mich an kein Schild, das uns voneinander trennte. Und doch entstanden mit der Zeit Gewohnheiten, die niemand aufschrieb und die jeder verstand. Bestimmte Tage. Bestimmte Zeiten. Kleine Abstände zwischen Blicken und Worten. Manchmal auch Bemerkungen. Nicht laut. Nicht offen. Aber spürbar.

Viele deutsche Familien nannten uns nicht bei unseren Namen. Sie sagten: Ali. Oder: Mustafa. Sie sagten es mit einem kleinen Lächeln, das nicht freundlich genug war, um Wärme zu sein. Als Kind verstand ich

das nicht. Ich hörte die Namen, sah die Gesichter und spürte nur, dass etwas daran nicht stimmte. Eines Tages fragte ich meinen Vater, warum sie uns so nannten.

Er sah mich an. Ruhig. Ohne Bitterkeit. Dann sagte er:

„Ali ist ein großer Name."

Ich wusste sofort, wen er meinte. Mein Vater verpasste keinen einzigen Kampf von Muhammad Ali. Wenn irgendwo in Amerika in der Nacht geboxt wurde, stellte er sich hier den Wecker.

Für die Boxkämpfe von Muhammad Ali durften wir nachts aufbleiben. Meine Mutter bereitete Börek zu, Schicht um Schicht aus dünnem Teig, dazwischen die Füllung. Später saßen wir vor dem Schwarz-Weiß-Fernseher und warteten auf den Kampf. Ich übermüdet, mein Vater hellwach.

Er trank seinen schwarzen Tee, biss in eines der knusprigen Teigröllchen und verfolgte jeden Schlag mit wacher Ruhe. Oft schlief ich mitten im Kampf ein, den Kopf an seine Schulter gelehnt, während auf dem Bildschirm Männer im Licht aufeinander zugingen wie Schatten aus einer anderen Welt.

Dann sagte er:

„Und Mustafa ist auch ein großer Name."

Er meinte Mustafa Kemal Atatürk. Den Gründer der modernen Türkei. Er wusste, wie die Namen im Volksbad gemeint waren. Und er zeigte mir, dass ich mich ihrer nicht schämen musste.

Noch heute begegnet mir das. Einmal fragte mich ein Professorenkollege beim Mittagessen, ob wir zum Italiener gehen wollten – oder ob ich ihm böse wäre, wenn er „zum Türken" sagte. Ich war über sein Zögern erstaunt. Er meinte es freundlich. Trotzdem war diese Vorsicht da.

Ich musste an meinen Vater denken, an die schmale Bank im Volksbad und an die Selbstverständlichkeit, mit der er mir von Ali erzählt hatte.

Ich trockne mein Gesicht mit einem Papiertuch ab und gehe zurück zu meinem Sitz. Neben mir sitzt meine Mutter. Sie hat die Augen geschlossen.

Mein Bruder und ich auf dem Schoß unseres Vaters.

Damit er nicht allein ist

Meine Mutter ist erschöpft. Ich sehe die vertrauten Lachfalten in ihrem Gesicht und darunter eine Müdigkeit, die ich an ihr nicht kannte.

Als in den letzten fünf Tagen klar wurde, dass es dem Ende zuging, bestand sie darauf, nicht nur tagsüber an seinem Sterbebett zu sitzen. Sie wollte auch nachts bei ihm bleiben. Sie wollte nicht weg. Nicht nach Hause. Nicht auf den Flur. Nicht in einen Besucherraum. Sie wollte in einem Bett direkt neben ihm liegen, damit sie seine Hand halten konnte – damit sie spürt, wenn es so weit ist, damit er nicht allein ist, wenn er geht.

So lagen sie dort. Meine Mutter hielt seine Hand.

Sie sprach leise mit ihm. Nicht ununterbrochen. Eher so, wie Menschen sprechen, die sich ein ganzes Leben lang kannten und nicht mehr alles ausformulieren müssen. Und manchmal, mitten in all der Erschöpfung, schmunzelte sie sogar. Nicht, weil etwas leicht gewesen wäre. Sondern weil zwischen ihnen noch immer diese alte Vertrautheit stand, die selbst die Nähe des Todes nicht ganz zerstören konnte.

Einmal merkte sie, dass er einschlief. Sie beugte sich zu ihm und zupfte vorsichtig an einem seiner Nasenhaare. So hatte sie ihn schon früher geneckt, wenn ihm die Augen zufielen – ein kleines, vertrautes Ritual zwischen den beiden. Doch diesmal lag darin auch ihre Angst, er könnte nicht mehr aufwachen. Als er die Augen öffnete und sie leicht genervt ansah, war für einen Moment alles wie früher.

Dann kamen wieder die Gespräche mit den Ärzten, die Formulare, die langen Nächte auf der Intensivstation.

Die Ärzte hatten mir erklärt, dass es nicht mehr darum ging, ihn zu heilen. Sie wollten ihm Ruhe geben. In diesen letzten Tagen bekam er eine Sepsis. Ich erinnere mich an seinen Körper. Er war verändert. Aufgedunsen. Als würde sich unter seiner Haut Wasser sammeln. Sein Gesicht war geschwollen, auch seine Hände, die Haut gespannt.

Ich kannte ihn als großen, schlanken Mann. Seine Hände, die so sicher mit der Schere umgehen konnten, lagen nun geschwollen auf der Decke. Auf der Intensivstation war das Licht immer gleich: hell, kühl, ohne Tageszeit. Maschinen standen um sein Bett. Schläuche führten aus

seinem Körper. Monitore zeigten Linien, Zahlen, Rhythmen. Die Ärzte erklärten mir ruhig, was sie noch tun konnten.

Nicht mehr viel. Aber sie wollten ihm Ruhe geben. Sie würden ihn in ein künstliches Koma versetzen. Die Maschinen würden seine Atmung übernehmen. Ich saß neben seinem Bett. Stundenlang. Manchmal sprach ich mit ihm. Manchmal sagte ich nichts. Die Monitore gaben den Rhythmus vor. Leises Piepen. Leises Summen. Dazwischen das Geräusch der Beatmung.

Ein mechanischer Atem. Dieses Krankenhaus kannte ich bereits. Nicht nur wegen dieser letzten Tage. Viele Jahre zuvor war ich in denselben Fluren gewesen. Damals aus einem ganz anderen Grund. In diesem Krankenhaus wurden meine jüngeren Geschwister geboren. Ich erinnere mich an das Warten auf dem Flur. An die gedämpften Stimmen. An die Schritte meines Vaters.

Damals stand ich dort, als neues Leben begann. Jetzt saß ich hier, als sein Leben endete. Auf dem Flur rollten Wagen vorbei. Türen gingen auf und wieder zu.

Meine Mutter wollte weiter bei ihm bleiben. Sie wollte seine Hand halten, wenn er starb.

Nun sitzt sie neben mir im Flugzeug. Unter uns reist mein Vater im Frachtraum. Ich sehe auf ihre Hand.

Der letzte Weg

Dann beginnt der Sinkflug. Ich richte die Rückenlehne auf und schließe den Gurt. Neben mir sitzt meine Mutter. Wir landen in Ankara. Als die Räder die Landebahn berühren, sind wir wieder in dem Land, aus dem mein Vater aufgebrochen war. Damals hatte er seine Werkzeuge bei sich gehabt, zwei selbst geschneiderte Anzüge und einen Plan für zwei Jahre. Jetzt bringen wir ihn zurück.

Um uns herum bereiten sich Menschen auf das Aussteigen vor. Taschen werden hervorgezogen, Gepäckfächer geöffnet. Für einen Moment bleibe ich sitzen. Während des Fluges wusste ich wenigstens, wo er war. Unter uns. Im selben Flugzeug. Jetzt müssen wir hinaus und ihn wieder anderen Händen überlassen.

Ein Bestattungsunternehmen übernimmt die Weiterfahrt nach Emirdağ. Dorthin, wo sein Leben begonnen hat. Seit Tagen gibt es immer einen nächsten Schritt. Etwas organisieren. Etwas unterschreiben. Irgendwo warten. Weiterfahren. Ich habe getan, was nötig war, und bin froh gewesen, wenn mir jemand sagen konnte, was als Nächstes zu tun ist.

Aber nun nähern wir uns dem Ort, an dem es für ihn keine Weiterfahrt mehr geben wird. Ich denke an unsere früheren Reisen in die Türkei. Mein Vater am Steuer. Wir Kinder hinten im Bus, zwischen Taschen und Decken. Wenn wir einschliefen, fuhr er weiter. Er kümmerte sich um die Pässe, um Benzin, um Essen, um uns.

Diesmal kann ich ihn nichts mehr fragen. In Emirdağ kommen Menschen zur Beerdigung. Verwandte sind darunter, viele, die ich kaum oder gar nicht kenne. Man spricht uns an, spricht über meinen Vater. Ich höre zu, soweit ich es kann. Doch meine Aufmerksamkeit bleibt bei dem, weshalb wir hier sind.

Wir müssen ihn begraben.

Am Grab nehme ich selbst das Werkzeug in die Hand und hebe Erde aus. Nur einen Teil, symbolisch. Ich könnte nicht mehr sagen, wie viel es war. Aber ich weiß, dass ich es selbst tun wollte.

Bis dahin hatten andere seinen Körper versorgt, den Sarg vorbereitet und ihn transportiert. Ich hatte danebenstehen, warten und

unterschreiben müssen. Hier kann ich etwas tun. Ich stoße in die Erde und hebe sie heraus. Es ist eine befremdliche Arbeit. Ich schaffe Platz für meinen Vater.

Wie tief das Grab war, weiß ich heute nicht mehr. Ich erinnere mich an die seitliche Öffnung unten in der Erdwand. Dort wird er liegen. Die Nische soll anschließend mit Holzplanken geschlossen werden, damit die Erde beim Zuschütten nicht unmittelbar auf seinen Körper fällt.

Meine beiden jüngeren Geschwister nehmen ihn aus dem Zinksarg. Er ist bereits in ein weißes Baumwolltuch gehüllt.

Schneeweiß.

Während des Fluges hatte ich nur das Metall sehen können. Die verschlossene Hülle, die Kanten, die Nähte. Jetzt sehe ich wieder die Gestalt meines Vaters.

Ich sehe meine Geschwister, wie sie ihn halten. Wir sind seine Kinder. Wir kennen seine Hände, seine Stimme, seine Schritte. Jeder von uns hat andere Erinnerungen an ihn. Jetzt müssen wir gemeinsam etwas tun, auf das uns keine dieser Erinnerungen vorbereitet hat.

Wir betten ihn in die seitliche Nische. Auf die rechte Seite, das Gesicht nach Mekka gewandt. Ich bleibe noch bei ihm. An seiner Stirn schiebe ich das Tuch vorsichtig zurück. Nur ein Stück. Gerade weit genug, um ihn dort küssen zu können.

Mein Vater hat sein Leben lang mit Stoff gearbeitet. Er wusste, wie man ihn legt, wie man ihn führt, wo man nachgeben muss und wo eine Naht halten soll. Nun berühre ich dieses schlichte weiße Tuch und weiß für einen Augenblick nicht weiter.

Dann beuge ich mich zu ihm.

Ich küsse seine Stirn.

„Danke“, sage ich.

Es ist ein kleines Wort für das, was ich ihm sagen möchte. Aber ich bringe kein anderes heraus.

Ich denke an seine Hand auf meiner Schulter, damals auf dem Parkplatz, als die Goldkette weg war und ich vor Scham kaum noch atmen konnte. An die Nächte vor dem Fernseher, in denen ich an seiner Schulter einschlief. An den Mann, der in Deutschland auf uns gewartet hatte, nachdem er so lange allein gewesen war.

An das Leben, das ich führen durfte, weil er aufgebrochen war. Das alles kann ich ihm jetzt nicht erzählen.

„Danke."

Dann ziehe ich das Tuch wieder über seine Stirn. Wir verschließen die Öffnung der Nische mit Holzplanken und nageln sie fest. Mit jeder Planke wird weniger von ihm sichtbar. Ich weiß, weshalb wir das tun. Trotzdem kostet es mich Überwindung, die Öffnung zu schließen.

Eben konnte ich noch seine Stirn berühren. Jetzt liegt Holz zwischen uns. Danach schütten wir das Grab zu. Meine Geschwister und ich weinen dabei. Wir arbeiten weiter, obwohl wir weinen. Erde fällt auf die Abdeckung, dann auf Erde. Nach und nach füllt sich das Grab.

Es gibt keinen Handgriff, der diesen Abschied leichter macht. Aber es sind unsere Hände, die ihn zu Ende führen. Irgendwann ist das Grab geschlossen. Ich stehe davor und kann nichts mehr für ihn tun.

Zur anschließenden Trauerzusammenkunft gehe ich nicht mit. Zu viele der Verwandten, die jetzt gekommen sind, hatten sich zu seinen Lebzeiten nicht gemeldet. Manche kenne ich kaum. Ich frage mich, wo sie gewesen sind, als er noch hätte antworten können. Ich weiß nicht, was jeder Einzelne empfindet. Ich weiß nur, dass ich an diesem Tag zu enttäuscht und zu wütend bin, um mich dazuzusetzen.

Was ich meinem Vater sagen wollte, habe ich ihm am Grab gesagt. An diesem Tag reicht mein Blick noch nicht weiter. Ich sehe das weiße Tuch. Ich sehe meine Geschwister, die ihn halten. Ich spüre den Augenblick, in dem ich mich zu seiner Stirn hinunterbeuge.

Damals hatte er dafür gesorgt, dass ich nach Deutschland kommen konnte. Jetzt habe ich ihn nach Emirdağ zurückgebracht. Die letzte Strecke sind wir mit ihm gegangen.

Was bleibt

Heute stehe ich in Hörsälen und spreche auf Vorstandsebene mit Menschen, die Verantwortung in Unternehmen tragen. Es geht um Operational Excellence, strategische Transformation und Prozessfähigkeit. Wir entwickeln Roadmaps, definieren Meilensteine und diskutieren Kennzahlen.

Ich kenne diese Welt. Ich habe darin meinen Platz gefunden. Ich mag es, wenn aus einer schwierigen Frage ein verständlicher Zusammenhang wird, wenn Studenten etwas begreifen oder Menschen in einem Unternehmen gemeinsam eine Lösung finden.

Aber manchmal nehme ich die Arbeit mit nach Hause, ohne es zu merken. Ein Gespräch läuft im Kopf weiter. Eine Entscheidung lässt mich nicht los. Noch beim Abendessen fällt mir ein, wem ich antworten muss. Der Tag ist längst vorbei, und ich versuche immer noch, ihn zu Ende zu bringen.

Dann setze ich mich manchmal an die Nähmaschine meines Vaters. Eine Pfaff 138. Sie steht heute in meinem Haus bei Köln. Ich ziehe den Stuhl heran und lege ein Stück Stoff vor mich. Meine Hand ruht einen Augenblick auf dem Gehäuse. Dann beuge ich mich vor, näher an die Nadel.

Ich hebe den Nähfuß an und schiebe den Stoff darunter. Streiche ihn glatt. Prüfe, ob die beiden Lagen sauber aufeinanderliegen. Mit den Fingerspitzen fahre ich an der Kante entlang und schiebe sie ein wenig zurecht. Dann senke ich den Fuß.

Am Handrad führe ich die Nadel langsam nach unten. Ihre Spitze berührt den Stoff und verschwindet darin. Ich drehe weiter, sehe sie wieder aufsteigen und beobachte, wie sie den Faden mitnimmt. Mein rechter Fuß liegt auf dem Pedal. Ein leichter Druck. Die Maschine läuft an.

Dieses Geräusch kenne ich länger als die meisten Stimmen meines Lebens. Ich halte den Stoff mit beiden Händen. Links liegt die Hand flach auf, rechts führen die Finger die Kante. Ich muss mich daran erinnern, nicht zu ziehen. Die Maschine transportiert den Stoff selbst. Ich muss ihn führen und ihr die Zeit lassen, die sie dafür braucht.

Stich für Stich wandert die Naht unter dem Nähfuß hervor. Mein Fuß gibt ein wenig mehr Druck. Die Maschine wird schneller. Ich nehme ihn zurück, finde ein Tempo, in dem meine Hände mitkommen.

Die Gedanken an den Tag verschwinden nicht auf einmal. Noch einmal fällt mir der Termin von morgen ein. Dann nähere ich mich der Stoffkante und muss aufpassen. Ich nehme den Fuß vom Pedal, drehe am Handrad und bringe die Nadel nach oben.

Für eine Weile habe ich an nichts anderes gedacht. Ich hebe den Nähfuß, ziehe den Stoff hervor und schneide die Fäden ab. Dann drehe ich ihn um. Auch die Rückseite muss stimmen.

Mein Vater hatte das jener Krankenschwester in Holland gezeigt, damals, als er selbst noch Patient war. Oben konnte eine Naht ordentlich aussehen und darunter doch voller Schlaufen sein. Er hatte den Stoff umgedreht und ihr gezeigt, worauf sie achten musste.

Heute halte ich mein eigenes Stück Stoff gegen das Licht. Fahre mit dem Daumen über die Naht. Prüfe, ob sie gleichmäßig ist, ob sie sich kräuselt, ob die Spannung stimmt. Wenn etwas nicht stimmt, muss ich noch einmal anfangen. Mein Vater konnte das. Geduldig bleiben. Genau hinsehen. Etwas in Ordnung bringen, ohne großes Aufheben darum zu machen.

An seiner Maschine merke ich, wie viel davon ich noch lernen kann. Ich bin inzwischen älter als er damals war, als er nach Deutschland aufbrach. Ich durfte studieren, promovieren und Professor werden. Den Anfang dafür haben meine Eltern mitgeschaffen. Mit ihrer Arbeit, dem Geld, das sie zurücklegten, und dem Vertrauen in einen Weg, den sie selbst nicht kannten.

Zum fünfundsechzigsten Jahrestag des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens denke ich an unser Hinterzimmer. An die beiden, die dort arbeiteten und Platz für uns machten. Mein Vater war einer von vielen, die aufbrachen, ohne zu wissen, wie weit ihre Entscheidung einmal reichen würde.

Ich lege den Stoff noch einmal unter den Nähfuß.

In Emirdağ war es ein weißes Baumwolltuch gewesen. Ich hatte es von seiner Stirn zurückgeschoben, ihn geküsst und Danke gesagt. Damals war dieses Wort alles, was ich noch aussprechen konnte. Heute weiß ich besser, wofür ich ihm gedankt habe.

Ich sitze in meinem Haus bei Köln, an seiner Maschine. Morgen werde ich wieder vor Studenten stehen. Ich werde erklären, zuhören und versuchen, ihnen etwas mitzugeben, das sie auf ihrem eigenen Weg gebrauchen können. Jetzt drücke ich behutsam auf das Pedal. Die Nadel setzt sich in Bewegung. Und unter meinen Händen entsteht eine Naht, die hält.

Danke, Papa, für alles. Ruhe in Frieden …